Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 40. **Dienstag** den 22. Januar 1895. **89. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 22. Januar.

Der **Reichstag** berät heute über mehrere vom Bundesrathe vorgeschlagene **Abänderungen des Zolltarifs**, die für einige Gewerbe von nicht unerheblicher Bedeutung sind. Zwei von ihnen hängen mit dem Branntweinsteuergesetz zusammen. Aether aller Art, mit Ausnahme von Schwefeläther, soll künftig mit 125 ℳ für 100 kg statt wie bisher mit 20 ℳ verzollt werden. Die Erhöhung wird damit erklärt, daß der Branntwein, welcher das wichtigste Rohmaterial der Aethererzeugung bildet, jetzt durch die Verbrauchsabgabe mit mehr als 80 ℳ für 100 l reinen Alkohols belastet ist, während er zu der Zeit, als der Zolltarifsatz festgesetzt wurde, mit etwa 16 ℳ für den Hektoliter reinen Alkohols besteuert war. Mit dieser Belastung — nur der Schwefeläther unterliegt als zum menschlichen Genuß untauglich der Verbrauchsabgabe nicht — ist die deutsche Industrie gegenüber der ausländischen, die zoll- und steuerfreien Branntwein verarbeitet, im Inlande nicht mehr lebensfähig; die Einfuhr ist seit der Einführung der Verbrauchsabgabe kolossal gestiegen. Das Mißverhältniß, wonach zum Schaden eines wichtigen heimischen Gewerbes ein hauptsächlich aus Branntwein bereitetes Product erheblich billiger eingeführt wird, als Branntwein selbst, wird durch den vorgeschlagenen Zollsatz beseitigt. Daß Parfümerien getrunken werden könnten, hat der Gesetzgeber, was wohl sehr verzeihlich ist, nicht vorausgesehen und deshalb den für die Herstellung von Parfümerien erforderlichen Branntwein von der Verbrauchsabgabe freigelassen, obwohl die Denaturirung des bei der Fabrikation von wohlriechenden Gewässern verwendeten Spiritus aus technischen Gründen unmöglich ist. Nun aber hat sich herausgestellt, daß fast alle fertigen Fabrikate, die billigen erst recht, trinkbar sind. In einzelnen Bundesstaaten wird auch mit Rücksicht auf diese Eigenschaft die Verbrauchsabgabe erheben, in anderen nicht — eine Ungleichheit, die gerade der soliden Fabrikation zum Nachtheil gereicht. Der Bundesrath hat aus diesem Grunde und im Interesse der Reichscasse die Wiederherstellung des Zustandes, wie er vor 1887 bestanden, in Aussicht genommen, d. h. die allgemeine Aufhebung der Steuerfreiheit für zur Parfümerie-Erzeugung verbrauchten Branntwein. Da jedoch auch hierdurch die inländische Industrie gegenüber der ausländischen benachtheiligt wird, schlägt der Entwurf vor, den Zoll auf ausländische Parfümerien, soweit sie alkohol- oder ätherhaltig sind, soweit zu erhöhen, daß er dem Zoll für Branntwein gleichkommt. Es werden dadurch hauptsächlich sehr feine Parfümerien (englische und französische) getroffen, und deshalb wird der Reichstag wohl dieser Consequenz der Aufhebung eines Privilegiums für die Erzeuger und Trinker von Schnäpsen mit künstlichem „Aroma" zustimmen. Flüssiges und consistentes Cacaoöl (Cacaobutter) ist jetzt, wenn es in Fässern eingeht, mit einem Zoll von nur 9 ℳ für 100 kg belegt; die im Inlande hergestellte Cacaobutter trägt dagegen ungefähr das Fünffache dieses Zolles, da bei der Verarbeitung des (mit 35 ℳ zollpflichtigen) rohen Cacaos ein durchschnittlicher Materialverlust von 22 Procent eintritt. Zur Behebung dieser Ungleichheit wird die Erhöhung des Zolles auf 45 ℳ vorgeschlagen, während die Hauptconcurrenzländer Frankreich und Spanien 135 Franken beziehungsweise 100 Pesetas erheben. Der Entwurf legt sich diese Mäßigung im Interesse der heimischen Chocoladefabrikation auf, welche bei der Herstellung billiger Fabrikate einen Zusatz von Cacaobutter nicht entbehren kann. Eine erhebliche Vertheuerung der Chocolade soll nach der Begründung von der Zollerhöhung nicht zu befürchten sein; sie würde nur für Chocolade mit weniger als 40 Procent Cacaomasse eintreten, da für Waare von größerem Gehalt Cacaobutter in der Regel nicht verwendet wird. Große technische Fortschritte lassen es nach der Begründung nothwendig erscheinen, den Zoll auf Baumwollensamenöl von 4 ℳ auf 10 ℳ pro 100 kg zu erhöhen. Bei der Tarifreform von 1879 diente dieses Oel noch vorwiegend oder ausschließlich technischen Zwecken, aber schon im Jahre 1887 wurde seine Gleichstellung mit anderen Speiseölen von der Regierung vorgeschlagen, da es durch vervollkommnete Raffinirung zu dieser Verwendung tauglich gemacht werde. Der Reichstag lehnte damals die Aenderung ab, hat aber inzwischen von sich aus die Frage der Erhöhung in einer Resolution wieder angeregt. Das Baumwollensamenöl wird heute zu den feinen Speiseölen gerechnet und namentlich bei der Herstellung von Kunstbutter und zur Conserverung von Fischen gebraucht. Es drückt dadurch auf die inländische Industrie, welche den Zoll auf Erdnüsse, Mohn und Sesam zu tragen hat und, wie die Begründung bemerkenswerther Weise hervorhebt, unter der zollbegünstigten Einfuhr von Baumwollensamenöl um so mehr leidet, als ihr aus der vertragsmäßigen Herabsetzung des Olivenöls ohnehin eine Schädigung erwachsen ist. Der Entwurf schlägt für das so rasch zur Veredelung gelangte Product die Gleichstellung mit anderen eingeführten Speiseölen vor, setzt aber für rohes oder nur unvollständig gereinigtes Baumwollensamenöl den Zoll von 4 ℳ auf 3,50 ℳ herab, um die Seifenindustrie, für die dieses Oel ein wichtiges Material bildet, für die Kosten der Denaturirung zu entschädigen, welche die Voraussetzung der niedrigeren Verzollung bildet. Zur Beseitigung von Zweifeln, welche durch die Handelsverträge mit Oesterreich und Italien hervorgerufen sind, ändert der Entwurf zwei Positionen, womit festgestellt wird, daß „Waaren aus unedlen Metallen, mehr oder weniger vergoldet oder mit Gold oder Silber belegt", mit 175 ℳ für 100 kg und nicht mit 200 ℳ zu verzollen sind. Natürlicher ausgelassener Honig und künstlicher Honig sollen künftig dem für Zucker festgesetzten Zoll (36 ℳ) unterliegen; für Honig in Waben bleibt der bisherige Satz von 20 ℳ bestehen. Schließlich will die Vorlage eine bedenkliche Bestimmung des Zolltarifs über die zollfreie Einfuhr von Bau- und Nutzholz für die Bewohner und Industrien der Grenzbezirke beseitigen. Diese Bestimmung ist, soweit sie sich auf die Industrien der Grenzbezirke bezieht, bisher nur auf solche Anlagen angewendet worden, welche bei der Zolltarifreform von 1885 bestanden, und auch auf diese nur in dem Umfang, in welchem sie vorher direct vom Walde kommendes, mit Zugthieren gefahrenes Rohholz aus dem Auslande bezogen hatten. Der Wortlaut der Bestimmung rechtfertigt diese Einschränkung indessen nicht. Auf die Einschränkung zu verzichten, verbieten andererseits die Interessen der binnenländischen Holzindustrie und der Reichscasse. Es wäre ohne sie eine Einfuhr weit über das Bedürfniß der Grenzbezirksbewohner hinaus nicht zu verhindern und es könnte sogar der Fall eintreten, daß ausländische Waldbesitzer auf deutschem Boden Sägemühlen behufs mißbräuchlicher Ausnutzung der Vergünstigung errichten. Der Bundesrath schlägt deshalb vor, die Zollfreiheit nur für den häuslichen und handwerksmäßigen Gebrauch von ausländischem Holz fortbestehen zu lassen.

Mit dem Empfange, den der **ungarische Reichstag** dem Ministerium Banffy bereitete, kann dieses zufrieden sein, denn die Mehrheit stellte sich auf die Seite des neuen Cabinets, und nur Graf Apponyi, der Führer der Nationalpartei, und die äußerste Linke (Unabhängigkeitspartei) nahmen offen eine feindliche Stellung ein, während Szapary (liberaler Dissident) sich geneigt zeigte, wieder zur liberalen Partei zurückzukehren. Es ist somit klar, daß die Situation sich nicht zu Ungunsten des Cabinets Banffy geändert hat, dasselbe ist nach wie vor auf die Unterstützung der liberalen Partei angewiesen, und es ist Aussicht vorhanden, daß dieselbe eine zuverlässige Stütze sein wird. Die Partei zählt gegenwärtig 214 Abgeordnete, wozu noch für die Abstimmungen in Angelegenheiten, welche für Ungarn und Croatien als gemeinsam gelten, die 40 Abgeordneten aus Kroatien und Slawonien kommen. Die Opposition zählt heute 199 Stimmen, von denen 35 auf die Dissidenten des Grafen Szapary, 63 auf die Nationalpartei des Grafen Apponyi, 1 auf die katholische Volkspartei und 100 auf die äußerste Linke entfallen. Die Majorität der liberalen Partei beträgt also für Fragen, welche Ungarn und Croatien betreffen, 55, für rein ungarische Angelegenheiten 15 Stimmen. Mit einer solchen Majorität läßt es sich in Ungarn ohne Zweifel regieren, wie ja beispielsweise das Regime Koloman Tißza's eine Zeit lang bewiesen hat. Es kommt demnach nur auf die Disciplin der Mitglieder der liberalen Partei an, damit das neue Ministerium aus der Budgetverhandlung der noch rückständigen drei ministeriellen Ressorts ungefährdet hervorgehe; während der ersten beiden Parlamentstage ließ die Disciplin nichts zu wünschen übrig, und die Partei schien voll und ganz zu empfinden, welche Verantwortlichkeit auf ihr ruht. Von der Fusion, wie sie der Banus von Croatien im Handumdrehen zu Wege bringen wollte, ist vorläufig nicht mehr die Rede, für die Wiedervereinigung mit den drei Dutzend Szapary-Liberalen aber scheinen die Chancen nicht ungünstig zu stehen; sie wäre freudigst zu begrüßen, denn in ihr läge die beste Garantie für die Dauer des Ministeriums Banffy und der liberalen Partei, deren Principien sie nicht im Mindesten alteriren würde, da nach Annahme des Restes der Kirchengesetze Differenzpuncte zwischen dem Stamm der Partei und der Szapary-Gruppe nicht mehr vorhanden sein werden.

Der **Regierungswechsel in Frankreich** hat auch im **Vatican** peinliche Ueberraschung hervorgerufen. Die Nachricht vom Rücktritt Casimir-Perier's ist dort mit tiefem Bedauern aufgenommen worden.

„Man hatte seinerzeit," so schreibt ein mit vaticanischen Kreisen in Fühlung stehender römischer Berichterstatter, „als der Congreß nach der Ermordung Carnot's Casimir-Perier an die Spitze des Staates stellte, dieser Wahl eine hohe Bedeutung für die Sache des Conservatismus beigelegt. Man erblickte hierin einen Sieg der Politik der Mäßigung und Herr Casimir-Perier personificirte in den Augen des Vaticans die Principien jenes neuen Geistes, den Herr Spuller verkündete, mit anderen Worten die Grundsätze einer toleranteren und wohlwollenderen Haltung gegenüber den gläubigen Katholiken. Herr Casimir-Perier an der Spitze Frankreichs erschien dem Vatican als eine Bürgschaft dafür, daß die scharfen Freisinnigkeiten gegen die Kirche, welche die Politik der Republik während der letzten Jahre gekennzeichnet hatten, nicht fortgesetzt werden sollten. Unter diesen Umständen muß der Rücktritt des bisherigen Präsidenten als ein harter Schlag für den Conservatismus in Frankreich angesehen werden, und es ist kein Wunder, wenn man von einem „Bankerott des neuen Geistes" spricht. Zieht man ferner in Betracht, daß die Beziehungen zwischen dem Vatican und Frankreich infolge mancher Umstände von ihrer früheren Wärme eingebüßt haben, so muß man zu der Folgerung gelangen, daß der Rücktritt Casimir-Perier's nicht unwesentlich zu einer weiteren Erkaltung dieses Verhältnisses beitragen kann. Ueberhaupt muß der immer beunruhigender hervortretende Mangel an Stabilität in dem republikanischen Regime Frankreichs auf die Ansichten und Gesinnungen des Papstes bezüglich dieses Staatswesens einen ungünstigen Einfluß ausüben, und es ist unausweichlich, daß die Stellung, welche Frankreich in der Auffassung der vaticanischen Kreise einnimmt, durch den neuesten politischen Wechsel in Paris eine nicht unwesentliche Verschiebung erfahre."

Wir halten die „Trübung des Verhältnisses" für eine nur vorübergehende Verstimmung, die der nüchternen Erwägung, daß das Papstthum Frankreich noch immer „braucht", sehr bald weichen wird. Der h. Vater hat mit dem Republikanismus paktirt, er wird es auch mit dem Radikalismus, was freilich nicht ausschließt, daß der Klerus in Frankreich im Geheimen eifrig an der Restaurirung der Monarchie arbeitet, von welcher der Souverain ohne Land sich werthvolleren Dank erhofft, als von kurzlebigen Präsidenten von Volkes Gnaden, die gezwungen sind, mit der mächtigen kirchenfeindlichen Strömung des atheistischen Frankreich zu rechnen.

In **Griechenland** herrscht tiefgehende Erregung. Es werden Nachrichten im Auslande verbreitet, König Georgios gedenke abzudanken, doch wird den alarmirenden Gerüchten officiell widersprochen, auch von deutschofficiöser Seite. Gewiß ist, daß sich gegen Thron und Regierung ein Gewitter zusammenzieht, das verhängnißvoll für beide werden kann. Ununterbrochen finden Volksversammlungen statt, die sich meist gegen die vom Ministerium vorgeschlagenen neuen Steuern richten und bei denen die Erbitterung über die ungünstige geschäftliche und landwirthschaftliche Lage zum Ausdruck kommt. Darin findet die Opposition ihre Nahrung, aber auch in dem Stolze der Griechen, der es nicht verwinden kann, daß das Hellenenreich seit seiner Bankerotterklärung alle Achtung des Auslandes verloren hat und in der Geldgier, die sich sehr bescheiden muß, seit das Geldagio bis auf 87 gestiegen ist. Von allen Seiten sind Vorschläge zur Rettung des „bedrohten Vaterlandes" aufgetaucht; jeder aber geht nur auf Verkürzung der auswärtigen Gläubiger aus, und auch Trikupis versucht in seiner Antwortsnote an Deutschland, Frankreich und England nicht einmal eine Bemäntelung, um das fernere Nichtzahlen zu beschönigen. „Nennen wir, schreibt die „Vossische Zeitung", die Dinge beim richtigen Namen: So lange Griechenland Credit hatte, wurden Anlehen für alle möglichen wirthschaftlichen Zwecke aufgenommen. Diese Gelder wurden zum großen Theil unterschlagen und gestohlen, wie die Millionen für den Bau der Piräus-Larissabahn. An den Lieferungen bei Bahn- und Canalbauten, für Kriegs- und Schiffsbauzwecke verdienten viele Leute Geld, — das ist plötzlich abgeschnitten, daher die große Unzufriedenheit in allen Kreisen. Der Bauer aber, der plötzlich höhere Steuern zahlen soll, um die Betrügereien der officiellen Kreise auszugleichen, wird sich seiner Macht bewußt, und er wehrt sich mit allen Kräften gegen eine Schröpfung in dem Augenblicke, wo es ihm ohnedies schlecht genug geht. Da nützen alle Beschönigungen nichts: Griechenland steht vor einer schweren Staatskrisis, und es ist mehr als zweifelhaft, ob die Regierung den entfachten Brand noch wird dämpfen können." Wie viel die Marineliebhaberei des Königs, die große Summen verschlungen hat, an dem Elend der griechischen Staatsfinanzen mit Schuld ist, mag hier unentschieden bleiben, denn diese Ausgaben, so überflüssig und über das Maß hinausgehend sie waren, haben den Ausschlag für die finanzielle Peripetie nicht gegeben. Officiös wird versichert, daß die Dinge gar nicht so schlimm ständen und daß das Ministerium sich in seiner Stellung schon wieder befestigt fühle; denn die Kammer sei gestern, trotz Absentirung der Opposition, beschlußfähig gewesen. Was es mit dieser Beschlußfähigkeit auf sich hat, zeigt der naive Zusatz der officiösen Meldung, die Sitzung sei sofort geschlossen worden. Daß die Censur die Absendung von

---

Feuilleton.

Graf Jarl.

18] Roman von Hermann Heiberg.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Man sagt, daß viel zu viel gesprochen werde, es bringe das Reden das meiste Unheil in die Welt. Aber wie jedem Uebel, zum Trost, noch ein größeres gegenübergestellt werden kann, so auch hier. Wenn das alles laut bar würde, was jeder für seinen Theil in sich unterdrückt, welcher Lärm würde dann erst in der Welt entstehen, wie viele Geister würden sich entfremden, wie viele Herzen sich verwirren!

Auf Horst — es war der Tag vor Jarl's Fortgang — befanden sich zwei Menschen, die auch die Fülle dessen, was sie bewegte, zum Heil für sich und andere in ihr inneres verschlossen.

Sie wollten es beide; sie standen unter dem Bann ihrer Pflicht.

Da, wo Jarl das erste Mal Tessa gesehen hatte, saß er heute neben ihr auf der Bank im Pastorengarten, zeichnete mit seinem spitzbeschlagenen Stock Figuren in den Sand und redete Gleichgiltiges, obschon ihm das Herz zum Ueberlaufen voll war. Und er sah auch ihre gezwungene Miene und fühlte, welche Gewalt sie sich anthun mußte, ihre Empfindungen zu verbergen. — Es war, als ob sie drinnen weine, während ihr Mund lächelte.

„Erzählen Sie mir, ich bitte, etwas von dem, was Sie dieser Tage erlebt haben, Herr Graf!" bob sie an. „Ihnen ist ja jedes Vogels Gesang eine Offenbarung. Wo andere in eine Oede starren, erschließt sich Ihnen eine besondere Welt."

„Zufällig habe ich nichts besonderes erlebt. Ich war aber recht fleißig. Ich habe, als sei ich noch Besitzer von Horst, Rechnungen und Vorlagen revidirt, Inspektionen und Konferenzen abgehalten, Anordnungen getroffen und sonst nach dem Rechten gesehen. Es giebt eben immer viel für jemanden zu thun, der sich selbst überzeugen will, ob alles sich nach dem Rechten vollzieht. —"

„Wie geht's aber Ihnen drüben im Pfarrhof? Wandelt unser guter Don Pompejus, befeligt über eine neue Version von Epheser 4 Vers 5, erhobenen Hauptes im Garten auf und ab? Ist's amüsant oder langweilig zwischen den vier Wänden, und wenn, stört Sie letzteres nicht?

„Aber wie kann ich fragen? Ihnen genügt sicherlich der Umgang mit Ihrem eigenen Ich. Sie sind sich selbst genug! Aeußere Dinge üben auf Sie keinen Einfluß."

„Ach! Nein, Sie irren sich durchaus, Herr Graf. Ich liebe Ansehen und Glanz. Ich bin eben ein Weib, und verdiene nichts weniger als Ihre gute Meinung. Ich wollte, ich hätte einen solchen einfach erhabenen Sinn, mir wäre die Veranlagung geworden, mit allem, wie es eben kommt, zufrieden zu sein. Ich sehne mich dagegen danach, etwas zu erleben, in Verkehr zu treten, das Schöne, was die Welt bietet, voll zu genießen. Ich habe den Drang, mich weiter zu bilden, ich brauche Nahrung für meine Phantasie, ich muß mich begeistern können. Ich eröffnete Ihnen ja schon einmal in dieser Richtung mein Herz.

„Dagegen hocke ich hier, und hocke ich in Berlin zwischen vorsintflutlichen Wänden und bin gerade im Leben auf Personen angewiesen, die meine Auffassungen, meine Art nicht theilen, ja, sie fast als etwas Verderbliches verurtheilen.

„Auch Eduard steht auf ähnlichem Standpunkt. Daß eine Frau zu allererst sich um ihre Kochtöpfe und ihre Hausböden zu kümmern hat, daß sie ein sanft, still im Hause waltendes, keinen Willen und keine Meinung äußerndes, aus lauter dienender Liebe zusammengesetztes Frauchen sein soll. Ich kann diese Art sehr respectiren, aber sie ist mir äußerst unsympatisch."

„Ich glaube, das richtige liegt in der Mitte, mein gnädiges Fräulein. Sie sehen auch wohl zu schwarz. Ich bin überzeugt, daß Eduard Ihrer Eigenart durchaus gerecht werden wird. — Seine Mittel gestatten es ihm ja auch. Frau Betty ist eine recht wohlhabende Frau! Also seien Sie nicht schwermüthig. Wirklich, Sie machen mich selbst melancholisch, wenn ich Sie so unbefriedigt und hoffnungslos sehe. Und nun leben Sie wohl, mein teures Fräulein! Ich reise heute Nachmittag. Wenn das Schicksal freundliche Laune hat, sehen wir uns noch hier wieder! Es ist meine größte Hoffnung! Sie bleiben ja den ganzen Sommer? Nicht wahr?"

Tessa bestätigte stumm, stand auf und schritt neben Graf Adam durch den Garten, dem Pastorenhaus zu.

Als sie es erreicht hatten, sahen sie durch das Fenster Pompejus mit schaumbedecktem Kinn im Sessel ausgestreckt. Vor ihm stand der Barbier, ein Dorf-Original, der mit gezücktem Rasirmesser und einer Miene, als sei eine chirurgische Operation auf Leben und Tod vorzunehmen, vor dem Pastor stand.

Nun eben setzte er die scharfe Schneide an die Wangen seines Schlachtopfers! Es war herrlich anzusehen! „Da ist Musik darin!" so lautete des Baders ständige Redensart.

* * *

Schon seit acht Tagen befand sich Graf Adam in einer von ihm in der Nähe der Linden in Berlin gemietheten Wohnung. Zwar doppelte Dienerschaft besaß er nicht mehr. Im Stalle scharrten keine edlen Pferde, aber die Gemächer, die er bewohnte, boten genügende Bequemlichkeit, und Peter Hunck, das gute Dorfkind, war wie früher, eifrig dienend, um seinen rätselhaften, lebensluftigen Herrn.

Nun eben hatte er ihm — es war Vormittagszeit — ein von einem Boten gebrachtes Packet eingehändigt, das ein Kästchen mit den neuen Visitenkarten enthielt.

„Lies, neugieriger Mensch, und mache einen vergnügten Luftsprung!" rief Graf Adam und reichte Peter Hunck ein Exemplar.

Und:

„Adam Jarl
Musik- und Gesanglehrer.
Krausenstraße 75, II Treppen"

las der Alte seufzend und konnte nicht unterlassen, die schüchterne Frage zu wagen, weshalb sich sein Herr auch noch des Grafentitels entäußert habe.

„Titel und äußerer Rang thun's nicht, Freund. Darauf legen nur die klein veranlagten Geister in der Welt Werth. Immer ist's ein starker, geistiger Defect, wenn einer wirklich darauf was giebt und namentlich sich deshalb besser dünkt. Auf den Menschen und sein Herz kommt's an. — So, Peter Hunck, und nun laß mal hören, was die Leute sagen! Es ist mir ein angenehmendes Vergnügen, etwas davon zu erfahren. Nun? Nun? Genir' Dich nicht! Heraus damit!"

„Ja, wenn der Herr Graf es denn durchaus wissen wollen: Sie sagen, für den Herrn von Jarl eigne es sich gar nicht, Musikunterricht zu geben. Nicht, weil es kein anständiges Gewerbe wäre. O nein! Aber man spannte 'mal keinen edlen Renner vor ein Ziegenfuhrwerk. Es müßte Alles zusammenpassen in der Welt, und was der Eine könne und was ihn gut kleide — zum Beispiel Schneider oder Mehlhändler zu sein —, dadurch mache sich ein Anderer —"

„Nun — immer vorwärts, Peter Hunck!"

„Auffallend, Herr Graf! Ja, auffallend. Er gäbe sich dem Gerede preis!"

„Ich kann nur sagen, daß ich dieses Raisonnement sehr richtig finde, Peter Hunck! Um so mehr macht es Eindruck auf mich, als es nicht die Leute sagen, sondern weil ich das bekannte Dorfkind aus jedem Wort heraushöre. Pfui, alter Herr! Noch in spätem Alter so zu heucheln, Andere vorzuschieben, selbst nicht den Muth zu haben!

Ich will Dir erzählen, was die Leute wirklich sagen.

Entweder ist der Graf Jarl ein wirklicher Narr, oder er hat seinen Verstand, will aber durchaus von sich reden machen. Jedenfalls wollen wir nichts mit ihm mehr zu thun haben. Das geben sie denn auch als Grund an. In Wahrheit ist's ein anderer. Sie denken: Was ist bei einem solchen Habenichts noch zu holen? Ja, wenn er noch Geld hätte! Und weil ich das weiß — Wenige, Wenige sind davon frei —, so will ich ihnen auch nicht den Gefallen thun, mich wegen des bischen vornehmen Namens ferner beachten zu müssen. Der „Graf" hätte immer noch gezogen! Aber ich will nicht! Ich möchte die Welt einmal in ihrer ganzen Nacktheit sehen, und wer sich dann bewährt — Peter Hunck — der soll mir auf meinem Schloß willkommen sein!"

„Ach, Herr Graf, es hat sich ausgeschloßt! Ich sitze bisweilen hinten und weine wie ein Kind. Unser herrliches Horst! Alles dahin! Und früher die Wohnung in Berlin, die sie alle anstaunten, und nun die paar kleinen Zimmer! Keine Pferde, kein Wagen, kein Glanz — kein nichts mehr —. Ich bin ja gewiß ein thörichter alter Mann, aber der Abstand ist zu groß — ich kann mich nicht hineinfinden."

„Gewiß bist Du ein thörichter, alter Mann! Ich habe es nie bezweifelt, Hunck! Gut, daß Du doch noch nachträglich zur Erkenntniß kommst. Ich freue mich sehr darüber und werde Dir in Folge dessen auch sicher etwas aus meinen künftigen Schätzen zuwenden."

Und während er Peter Hunck's spöttisch traurige Miene beobachtete, schloß er:

„Sag' mal, entbehrst Du denn etwas? Hast Du im Geringsten weniger, als früher?"

„N—ein — nein — das nicht —! Was ich —"

„Na, was willst Du denn?"

„Herr Graf wissen wohl, daß ich an mich gar nicht denke. Mich können Sie zwischen zwei Knicke in Horst setzen. Ich komme schon durch und bin zufrieden. Aber Herrn Grafens Zukunft — an die denk' ich. Herr Graf werden noch Augen machen, wie die Leute sind, wenn man nichts vorstellt, nichts hat, oder gar was haben will! O Jemine! Wenn Herr Graf wenigstens —"

„Was? Wenigstens? —"

„Eine reiche Partie machen wollten, dann könnte ja noch Alles einigermaßen werden, obschon, da Horst weg ist —"

SLUB
Wir führen Wissen.